

Die Kapitel 5 und 6 («De la revolta de les Germanies a l'abolició del règim foral: la subordinació de la llengua» und «De l'abolició del règim foral al desvetlament nacional: la repressió de la llengua») umfassen die seit der Renaixença so bezeichneten Epochen der *Decadència* und *Renaixença*.¹³ Besonders der Begriff der *Decadència* wird von den Autoren erläutert und kritisiert, in Übereinstimmung mit der Diskussion der letzten Jahre, die zu einem zunehmend kritischen und distanzierten Gebrauch dieser Epochenbezeichnung geführt hat.¹⁴ Für diesen Zeitraum ist die vorliegende Sprachgeschichte sehr viel informativer als die bisher vorliegenden. Die zahlreichen Hinweise auf Texte und Debatten regen zur so dringend nötigen Weiterarbeit an. Besonders interessant sind die Abschnitte zur Bezeichnung der Sprache, zur Auseinanderentwicklung der Varietäten des Katalanischen und zu den sprachtheoretischen und deskriptiven Arbeiten der Zeit. Zum 18. und 19. Jahrhundert, die lange so stiefmütterlich behandelt worden waren, ist der Erkenntnisfortschritt seit etwa zehn Jahren rapid, besonders auch in der deutschen Katalanistik; ich möchte nur auf die Arbeiten von Irmela Neu-Altenheimer (zur Sprachreflexion, vor allem auch im Umkreis der *Jocs Florals*), Konstanze Jungbluth (zu den Schreibtraditionen des 18. Jahrhunderts) und Rolf Kailuweit (zum Katalanischen während der Französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft) hinweisen.¹⁵ Durch die umfassenden Veröffentlichungen von *dietaris* sind die Voraussetzungen für eine deskriptive Beschäftigung mit dieser Zeit wesentlich besser als noch vor kurzer Zeit. Und diese deskriptive Aufarbeitung ist auch ein dringendes Desiderat: Auch die Autoren des vorliegenden Werks äußern sich nur knapp zu den innersprachlichen Veränderungen und hier vor allem zum Wortschatz. Dies ist übrigens eine Eigenschaft auch der Sprachgeschichten anderer

¹³ Zu der Problematik der Periodisierung: Brigitte Schlieben-Lange: «Wie kann man eine Geschichte der (Minderheiten-)Sprachen schreiben? Überlegungen zu «Décadence» und «Renaissance» des Okzitanischen und des Katalanischen», in: Hans-Ulrich Gumbrecht / Ursula Link-Heer (Hrsg.): *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985, S. 324-340.

¹⁴ Vgl. auch die beiden Aufsätze von Ingrid Neumann-Holzschuh und Patrick Steinkrüger im vorliegenden Band.

¹⁵ Irmela Neu-Altenheimer: *Sprach- und Nationalbewußtsein in Katalonien während der Renaixença (1833-1891)*, Barcelona: Institut d'Estudis Catalans, 1987-1989; Rolf Kailuweit: «Die Orthographie-Debatte im *Diario de Barcelona* 1796 und ihr soziolinguistisches Umfeld», in: *Zeitschrift für Katalanistik* 5 (1992), S. 107-136; Konstanze Jungbluth: «Zur Kontinuität des Katalanischen während der Decadència: die Tradition der Familienbücher», Diss. Tübingen 1994. Weiterhin sind sehr wichtig die Arbeiten von Josep Moran, z. B.: «Un document familiar català del segle XVIII», in: *Llengua i Literatura* 2 (1987), S. 295-319, und schließlich auch die Arbeiten zur historischen Soziolinguistik, wie sie zur Zeit in Alacant betrieben werden.

Sprachen, die, je weiter sie sich der Gegenwart nähern, um so mehr sich auf lexikalische Neuerungen verlagern, um sich schließlich gegen Ende auf eine literarische und stilistische Charakterisierung einzelner Autoren zu beschränken. Diese Tendenz wird im Falle des Katalanischen durch das Fehlen geeigneter Untersuchungen verstärkt, und auf diesem Hintergrund ist es den beiden Autoren hoch anzurechnen, daß sie hier zumindest skizzenhaft Desiderata umreißen.

Das siebte Kapitel («Del desvetlament nacional als reconeixements institucionals: la reivindicació de la llengua») enthält die Geschichte des Katalanischen im 20. Jahrhundert, auch hier wieder mit zahlreichen Hinweisen, so daß dieses Kapitel gegen Schluß fast die Züge einer Bibliographie annimmt.

Das letzte Kapitel schließlich, «L'estat de la llengua catalana en la actualitat», ist eine knappe Darstellung der soziolinguistischen Situation und zur Lage der Normalisierung in den verschiedenen Teilen des katalanischen Sprachgebiets: Andorra, Principat, Catalunya Nord, Franja d'Aragó, Balearen, Alguer und schließlich València, das hier — verständlicherweise — den breitesten Raum einnimmt. Diese Skizze kann natürlich nicht die Lektüre soziolinguistischer Arbeiten ersetzen, enthält aber doch erste Anhaltspunkte.

Noch einmal: ein nützliches und anregendes Arbeitsbuch, vorausgesetzt, daß man die Lektüre durch Arbeit an Originaltexten und Spezialuntersuchungen ergänzt. Aber dies ist eine Einschränkung, die man für jedes Handbuch machen muß.

Brigitte Schlieben-Lange
(Tübingen)

Emili Boix: *Triar no és traïr:*

Identitat i llengua en els joves de Barcelona,

Barcelona: Edicions 62, ²1994 (1993), ISBN 84-297-3665-4, 250 pàgs.

Bei dieser Arbeit handelt es sich um die gekürzte und popularisierte Version einer Dissertation mit dem Titel: *Tria i alternança de llengües entre els joves de Barcelona: normes d'ús i actituds*. Der für ein breiteres Publikum ansprechendere und witzige Titel: *Triar no és traïr* führte — wie uns der Autor anvertraute — bei einigen Käufern des Buchs zu falschen Erwartungen auf leichte Kost und folglich zu Kritik über diese Titelformulierung. Sie rechtfertigt sich jedoch voll aus den Untersuchungsergebnissen,

die das Buch darstellt, und kann als programmatische Aussage zum Sprachverhalten der Jugendlichen im Stadtgebiet von Barcelona verstanden werden: Katalanisch *und* Spanisch sind für die von Boix untersuchten Jugendlichen der 80er Jahre (und andere, zeitgleiche Studien bestätigen dies) legitime Kommunikationsmittel, die sie kontext- und situationsbezogen verwenden, ohne dadurch in Konflikt mit ihrer «ethnisch»-kulturellen Identität zu kommen. Eine Aussage, die im deutlichen Gegensatz zu früheren Einschätzungen und vor allem zu den (propagierten) Positionen anderer katalanischer Soziolinguisten steht.

Aber nicht nur diese neue — weitgehend entideologisierte und entpolitisierte — Betrachtungsweise der katalanischen Sprachsituation macht das Buch interessant und lesenswert. Der eigentlichen (empirischen) Untersuchung zu Sprachverhalten und Einstellungen im Großraum Barcelona geht in vier Kapiteln (von insgesamt 94 Seiten) eine gut dokumentierte und verständlich geschriebene allgemeine Einführung in die Problematik mehrsprachiger Gesellschaften und individueller Sprachwahl («code switching») voraus, die allen Studierenden bzw. an neueren Ansätzen einer sozialpsychologisch und interaktionistisch orientierten Mehrsprachigkeitsforschung Interessierten zur Lektüre empfohlen werden kann.

Nach einer Einführung in die linguistische Terminologie des «code switching», bzw. «canvi de codi» (Kap. 1) beschreibt Boix in den folgenden Kapiteln, wie verschiedene wissenschaftliche Ansätze den Umgang mit mehreren konkurrierenden Sprachen in einer Gesellschaft bzw. in speziellen Gruppen und Situationen konzeptualisieren und erklären.

So resümiert Kap. 2 zunächst die in der katalanischen Soziolinguistik bisher dominierende, primär auf makrosoziologische Zusammenhänge ausgerichtete «perspectiva sociològica», die systematische Beziehungen zwischen sprachlichen Substitutionsprozessen («language shift») als kollektivem Phänomen und Kodewechsel als individuellen Manifestationen zu erfassen sucht. Dafür stehen die in Katalonien stark rezipierten (wenn auch zum Teil kritisch reformulierten) Theorien der «Klassiker» der amerikanischen Soziolinguistik wie Fishman, Ferguson (deren sattsam bekannte, leicht zu Schematisierung verleitenden Modelle hier aber dankenswerterweise nicht noch einmal aufbereitet werden) bis hin zu aktuelleren Untersuchungen innerhalb und außerhalb Kataloniens (z. B. McDonogh und Lüdi). Besonders hervorhebenswert ist hier die Einbeziehung der Theorien des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, speziell seiner Konzeption des «habitus» und der im jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Kontext definierten «Kapitalwerte» der «échanges linguistiques», die einen vielversprechenden Ansatz zur Synthese zwischen makrosoziologischen (institutionellen, politischen) Kategorien und der Beschreibung konkreter Verhaltensweisen bieten und auf deren Begrifflichkeit und Erklärungskraft Boix in seiner eigenen Untersu-

chung zurückgreift. Abschließend entfaltet er die Bedingungen, die für die Dauerhaftigkeit oder die Veränderung des Sprachgebrauchs maßgeblich sind, und entwirft ein Schema bezüglich des «espai de tria de llengües» — also das globale Umfeld, welches das Potential der Sprachwahlmöglichkeiten umschreibt —, in Anlehnung an Untersuchungen von Lüdi (1986) in Neuchâtel.

Der «perspectiva interaccional» ist das folgende Kapitel (3) gewidmet. Boix vertritt die Meinung, daß die sozialen Faktoren nicht wie eine «riesige vorgefertigte Gußform» das sprachliche Verhalten der Individuen — insbesondere den Kodewechsel — a priori festlegen, sondern daß eine Kombination aus interaktionellen und soziopsychologischen Faktoren die jeweils ad hoc zu treffenden sprachlichen Entscheidungen bestimmen. Kodewechsel ist in erster Linie ein interaktives und pragmatisches Phänomen (S. 47). Um dies zu veranschaulichen, greift er auf eine breit gefächerte Auswahl an Arbeiten aus der internationalen Sprachkontaktforschung zurück. Diese Untersuchungen entwickeln jeweils eine Vielzahl von Variablen für das Sprachverhalten; strukturelle Faktoren (Generation, Sprachkompetenz, Bildung, Beruf, ethnische Zugehörigkeit, etc.) und situationelle Faktoren (Aktivität, Thema, Vertrautheit, Formalitätsgrad etc.) werden gemeinsam mit der Art und Dauer der Kontakte im jeweiligen sozialen Netzwerk als Kriterien für die verschiedenen Typen des Kodewechsels herangezogen. Der Verfasser warnt allerdings vor kurzschlüssigen deterministischen Schlussfolgerungen — dagegen spricht schon die Vielfalt und Komplexität der intervenierenden Faktoren — und plädiert für kontextbezogene Interpretation der Befunde. Dabei stützt er sich vor allem auf die interpretativen Verfahren und Begriffe der «klassischen» Arbeiten von Gumperz, Blom, Scotton u. a. — wie etwa die Idee der «metaphorischen» Bedeutung von «code switching» und damit verbundener «contextualization cues» — sowie einige neuere katalanische und deutsche Arbeiten (Tusón, Cots, Auer). In diesem Zusammenhang wird auch die Konversationsanalyse, im Hinblick auf die sequenzielle Gebundenheit von Redebeiträgen und sich daraus ableitenden methodisch-interpretativen Konsequenzen, — allerdings etwas stiefmütterlich (auf nur einer Seite) — eingeführt und ihre ausschließlich situationsbezogene, den weiteren sozialen Kontext ausklammernde Herangehensweise (u. E. etwas verkürzt) kritisiert, bevor Boix dann ausführlicher und mit Textbeispielen belegt auf die Funktionen des Kodewechsels und die verschiedenen Sprecherstrategien eingeht.

Im vierten Kapitel wird schließlich die «perspectiva de la psicologia social del llenguatge» dargestellt, d. h. insbesondere die auch schon fast klassischen Arbeiten der Einstellungs- bzw. «Attitude»-Forschung (Lambert, Labov, Fishman/Agheysi, Ryan und Giles) in aller Welt, sowie neuere Arbeiten zum katalanischen Sprachraum (Woolard, Bierbach, Calsamiglia, Viladot u. a.). Sprachwahl und «code switching» werden hier im Zusammenhang mit Einstellungen und Identitätsbildung — das heißt aus der Sicht der Sprecher

(S. 67) — erörtert. Ergänzend werden die linguistischen und psychologischen Dimensionen sprachlicher Anpassung («accomodation»), mit den beiden, für die nachfolgende Untersuchung grundlegenden Optionen der *Konvergenz* oder *Divergenz* eingeführt.

Nach diesem reichhaltigen und aktuellen Forschungsüberblick, der sowohl zu einer vielschichtigen Bestimmung der Problematik wie zur Erarbeitung eines geeigneten Untersuchungsinstrumentariums beiträgt, führt das fünfte Kapitel an den Schauplatz der empirischen Untersuchung, die den eigentlichen Gegenstand des Buches bildet: Sprachwahl und Kodewechsel in Katalonien. Ethnische Grenzziehungen und Kategorisierungen, die Identitätsbildung der Kastilischsprecher ebenso wie (neue) Motivationen für den Gebrauch des Katalanischen bilden Voraussetzungen für die zentrale Frage nach (einem möglichen Wandel in) den Sprachgebrauchsnormen («normes d'ús»), die traditionell in allen Situationen außerhalb katalanischer «in-group»-Kommunikation dem Kastilischen den Vorzug gaben. Etwas irreführend gibt dieses Kapitel als Bezugsrahmen die Katalanischen Länder an, grenzt sein Untersuchungsfeld dann aber geographisch auf das Principat bzw. (Kap. 6) auf den Großraum Barcelona ein. Zur Beurteilung der Lage stützt der Verfasser sich auf die Daten der offiziellen Erhebungen der Generalitat de Catalunya und auf neuere soziolinguistische Arbeiten zu Katalonien, u. a. auch von ausländischen Autorinnen und Autoren, auf deren Vorteile als «neutrale» außenstehende Beobachter bei der Erforschung von Einstellungen besonders verwiesen wird. Den Nachteil, als der katalanischen Sprachgemeinschaft zugehöriger und identifizierbar für eine (die katalanische) Seite engagierter Forscher eher mit «politisch korrekten», normativen Erwartungen entsprechenden als mit realistischen Aussagen bedacht zu werden, kompensiert Boix mit aufwendigen experimentellen Verfahren (Kap. 6) und teilnehmender Beobachtung in einem geeigneten, die Rolle als linguistischer Feldforscher dissimulierenden Umfeld (Kap. 7). Beide Verfahren führen zu hochinteressanten — und weitgehend konkordanten — Ergebnissen.

In Kapitel 6 beschreibt der Autor seinen — recht komplizierten — Einstellungstest: eine variierte «matched guised»-Technik («diàleg segmentat»), die eine Dialogsequenz aus zweimal zwei Redebeiträgen («torns») mit einer katalanischen und einer kastilischen Muttersprachlerin in allen möglichen Kombinationen der Sprachwahl pro Redezug durchspielt. Die Dialoge wurden von sechzehn- bis siebzehnjährigen Schülerinnen und Schülern (insgesamt 154 Testpersonen) an sechs verschiedenen Schulen in Barcelona und näherer Umgebung bewertet, und zwar sollten zu jedem Redezug der jeweiligen Sprecherin anhand vorgegebener Kategorien Eigenschaften wie liebenswürdig, intelligent, gebildet, sympathisch etc. zugewiesen werden. Dieser Test wurde ergänzt durch je einen katalanischen und kastilischen Wortschatztest und einen soziolinguistischen Fragebogen zu Herkunft, Beruf

und Sprachverhalten der Eltern und der Befragten selbst, die sich schließlich noch hinsichtlich einer spanischen (warum nicht auch katalanischen?) Nationalzugehörigkeit auf einer graduellen Skala zwischen «gar nicht» und «ganz und gar» einstufen mußten. Die so gesammelten Daten wurden statistisch ausgewertet und aufeinander bezogen.

Die Darstellung der Ergebnisse (6.8, 6.9) enthält einige Überraschungen: So scheint es, daß die Variablen Kontext (im Sinne von sozialer Umgebung), Sprachkompetenz, Grad der Identifikation mit der eigenen (ethnischen) Gruppe, so wie sie sich aus der Fragebogenanalyse ergaben, keine oder nur geringe Auswirkung auf die im Bewertungstest manifestierten Einstellungen zur Sprachwahl (der Dialogsprecherinnen) haben. Vielmehr zeigt sich eine generelle Tendenz bei allen Versuchspersonen a) die Sprecherin der eigenen ethnischen Gruppe (ungeachtet, welche Sprache sie gerade verwendet) und b) konvergentes (d. h. die Sprachwahl des Gesprächspartners berücksichtigendes) Sprachverhalten positiver zu bewerten. Nach den Angaben zum eigenen Sprachverhalten in spezifizierten Situationen lassen sich die beteiligten Jugendlichen in vier Gruppen einteilen:

- Katalanischsprecher, die sich nicht an die Sprache des kastilischen Gesprächspartners anpassen («cat. 1 divergents»),
- Katalanischsprecher, die sich anpassen («cat. 1 convergents»),
- Kastilischsprecher, die sich nicht an die Sprache des katalanischen Gesprächspartners anpassen («cast. 1 divergents»),
- Kastilischsprecher, die sich anpassen («cast. 1 convergents»).¹

Diejenigen, die als eigene Verhaltensnorm ein *divergentes* Sprachverhalten angeben, haben signifikant positivere Einstellungen zu Sprechern der eigenen ethnischen Gruppe, und zwar *unabhängig davon, welche Sprache diese gerade verwenden*. Das *konvergente* Sprachverhalten, also die Anpassung an die Sprache des Gesprächspartners, wird mehrheitlich höher bewertet als das Beharren auf der eigenen Sprache. So stellen auch diejenigen, die angeben, immer bei der eigenen Sprache zu bleiben, in beiden ethnischen Gruppen («cast. 1» wie «cat. 1») eine Minderheit dar. Ein wichtiger Unterschied

¹ Die kleine Gruppe der sich selbst als vollkommen zweisprachig (d. h. katalanisch und kastilisch als L1) bezeichnenden Versuchsteilnehmer (insgesamt 5,9 %) wurde bei diesen Vergleichen ausgeklammert; d. h. die beiden «ethnischen» (nach angegebener Primärsprache sortierten) Gruppen erscheinen in der Untersuchung möglicherweise polarisierter, in sich geschlossener als sie es faktisch sind — in gewisser Weise im Widerspruch zu den Untersuchungsergebnissen, die ja zu mehr Gemeinsamkeiten als Unterschieden kommen. Es wäre zumindest interessant, auch das Verhalten dieser Gruppe der «bilingües» (gesondert) zu betrachten.

zwischen den jugendlichen Katalanischsprechern («cat. 1 divergents») und den Kastilischsprechern («cast. 1 divergents») betrifft die negative Einstellung zur anderen Gruppe, die bei ersteren ausgeprägter vorhanden ist als bei letzteren. Der Autor schreibt dies einer bewußten ethnischen Abgrenzung zu. Die Kastilischsprecher scheinen sich dagegen in ihrer Identität weniger durch die andere Sprachgruppe bedroht zu fühlen (was angesichts der Mehrheitsverhältnisse im spanischen Staat — und in Teilen Kataloniens, speziell Barcelonas — nachvollziehbar ist). Sie praktizieren divergentes Sprachverhalten weniger als Distanzierungs- bzw. ethnisches Selbstbestätigungsmittel als aus Gründen sprachlicher Unsicherheit.

Bei den jungen Kastilischsprechern gibt es ein Ungleichgewicht zwischen ihrem durch die Schule erworbenen Bilingualisierungsgrad (sowie ihrer — vorhandenen — Motivation, Katalanisch zu lernen) und ihren praktischen Möglichkeiten, beide Sprachen im Alltag zu verwenden. Aber selbst bei denjenigen, die das Katalanische ausreichend beherrschen, ist die Motivation, es bei allen sich bietenden Gelegenheiten zu verwenden, oft nicht vorhanden. Auch diejenigen, die die Voraussetzungen haben, sich katalanischen Gesprächspartnern sprachlich anzupassen, machen das Katalanische nicht zu ihrer hauptsächlichsten Umgangssprache. Diese Jugendlichen sind es, die laut Boix dazu beitragen, das Kastilische in Katalonien als Muttersprache heimisch machen: «Mitjançant aquests joves [...] el castellà es nativitza a Catalunya» (pàg. 170).

Komplementär zu diesem auf experimentellen und quantitativen Verfahren beruhenden Untersuchungsteil beschreibt Boix im siebten Kapitel die Durchführung einer ethnographischen Feldforschung mit stärker qualitativer Ausrichtung. Seine teilnehmende Beobachtung fand in Wochenendseminaren zweier Ausbildungsstätten für *monitors d'esplai* in Barcelona und im Baix Llobregat statt. Es handelt sich um Zentren, in denen junge Leute für die Betreuung von Kindern und Jugendlichen ausgebildet werden und die sich als «Motoren» der Katalanisierung verstehen. In den Kursen ist Katalanisch die vorherrschende und «offizielle» Sprache, obwohl etwa nur die Hälfte der Jugendlichen Katalanisch als Erst- bzw. Muttersprache haben. Alle Teilnehmer dieser Kurse können jedoch als zweisprachig (zumindest passiv) angesehen werden. Die Datenerhebung erfolgte durch teilnehmende Beobachtung und Tonaufnahmen der laufenden Interaktionen, ergänzt durch eine Fragebogenuntersuchung. Dabei interessierten den Verfasser vor allem die in konkreten Situationen beobachtbaren Aushandlungsprozesse, die zur Wahl der jeweiligen Kommunikationssprache(n) führen (Kap. 7.2 — «negociació de llengua»).

Auffälligste Ergebnisse: Im Kontext dieser Einrichtungen gilt das Katalanische als Basissprache, als unmarkierte Varietät. Das äußert sich darin, daß alle neuen Kontakte während der Gruppenaktivitäten zunächst auf

katalanisch hergestellt werden sowie daß alle durch die Ausbilder initiierten Gespräche durch das Katalanische «gerahmt», d. h. sowohl auf katalanisch begonnen als auch abgeschlossen werden. Während des Gesprächs sind jedoch die meisten Gesprächspartner problemlos bereit, auf die Sprache des (kastilischen) Gegenübers zu wechseln. Die Aushandlungsprozesse über die Sprachwahl finden in der Regel implizit, d. h. durch Verwenden der eigenen (präferierten) Sprache und gegebenenfalls Anpassung an die Wahl des Gesprächspartners (und nur in ganz seltenen, problematischen Fällen explizit) statt. Wie bei der vorher untersuchten Gruppe sind die divergenten Sprecher, also diejenigen, die nicht bereit sind, sich auf die Sprache des Gesprächspartners einzustellen, nur eine verschwindend kleine Minderheit. Allerdings hängt die Bereitschaft dem anders- (sprich: katalanisch-)sprachigen Partner entgegenzukommen, stark von der Art und Dauer des Gesprächs und der jeweils verfügbaren Sprachkompetenz ab. Grundlegend für die Sprachwahl ist jedoch die Zuschreibung einer ethnischen Identität, die Kategorisierung des Gegenüber, und zwar wiederum *unabhängig davon, welche Sprache der Angesprochene verwendet*. Wenn jemand z. B. aufgrund seiner äußeren Erscheinung, seines sprachlichen und sonstigen Habitus eher als Kastilischsprecher eingestuft wird, wird er auch auf Kastilisch angesprochen, selbst wenn er fortlaufend unter Beweis stellt, daß er des Katalanischen mächtig ist.

Andererseits gab es in der untersuchten Gruppe kastilischsprachige Jugendliche, die das Kastilische nur mit vertrauten Personen — als Sprache der Intimität, der «in-group» — benutzten, während sie alle Unbekannten (bedingt durch den Kontext?) auf katalanisch ansprachen.

Festzuhalten bleibt, daß die Jugendlichen im Kontext dieser Institutionen keiner einheitlichen Norm in ihrer Sprachenwahl folgen, sondern über einen ständig wachsenden Bereich freier, nicht konventionalisierter Entscheidungen verfügen. Die Sprachen werden, auch um die eigene Flexibilität zu beweisen, ständig gewechselt.

Die Mehrheit der Jugendlichen, so konstatiert Boix in seinem achten und letzten Kapitel, ist in der Lage und willens, beide Sprachen je nach Kontext und Kompetenz einzusetzen. Beide Gruppen, die kastilische und die katalanische, bevorzugen die eigene ethnische Gruppe, dieses schlägt sich aber nicht unbedingt in der Sprachwahl nieder; diese hängt vielmehr von der jeweiligen Einschätzung der Gesprächspartner und Kommunikationssituation ab. Die Freiheit der Wahl wird auch nicht durch negative Einstellungen innerhalb der eigenen Sprachgruppe eingeschränkt, die das Verlassen der eigenen Sprache traditionell als «verräterisch» ansahen und entsprechend sanktionierten. Die heutige Generation hat pragmatische und individualistische Ziele und will sich durch die Sprachproblematik nicht unnötig das Leben schwer machen. Sofern sie ihre Identität nicht bedroht sehen, ist ihnen die verwandte Sprache gleichgültig. Die spontanen Beziehungen zu den Mitmenschen werden in

erster Linie als interindividuelle Kontakte, weniger als solche zwischen ethnischen Gruppen definiert. Die traditionellen Normen der Sprachwahl (sei es das zwangsläufige Anpassen an die Sprache der — kastilischen — Mehrheit, sei es das rigide Festhalten an der eigenen als Affirmation ethnischer Identität) sind durch neue, flexiblere, freiere ersetzt worden. Dieser Befund bekräftigt im übrigen eine wichtige begriffliche Unterscheidung, die der Autor zu Beginn des Buches allen weiteren Überlegungen vorausschickt: Er unterscheidet zwei mögliche Typen von «Sprachwahl»: *selecció* — als zwangsläufige, institutionell festgelegte Zuordnung einer Sprache zu definierten Bereichen (wie in klassischen Diglossiesituationen oder im Falle einer repressiven Sprachpolitik) versus *tria* — als intersubjektive Wahl in spezifischen Situationen, die jeweils aktuell auszuhandeln ist. Nur in diesem Sinne gilt: «*triar no és trair*».

Ein gewisses Bedauern dessen, der dies durch seine Forschungen ermittelt hat, ist trotzdem an einigen Stellen zwischen den Zeilen zu lesen — und in aller Deutlichkeit in seinen Schlußfolgerungen (S. 208-212): Boix folgert aus dem beschriebenen Sachverhalt, daß diese neuen Normen — aufgrund der demographischen und politischen Vormachtsstellung des Spanischen — zwangsläufig zur (weiteren) Kastilisierung des öffentlichen Lebens führen werden. Diesen Schluß zieht er, obwohl er auch Beispiele für die sprachliche Anpassung der kastilischsprachigen Jugendlichen angeführt hat, die optimistisch für das Katalanische stimmen. Auch scheinen die neuen, als «individualistisch» qualifizierten Normen der gegenseitigen Konvergenz eine größere Toleranz und die Entschärfung immer wieder beschworener Konflikte zu versprechen. Recht zu geben ist dem Autor sicherlich in der Auffassung, daß eine demokratische Sprachpolitik dafür zu sorgen hat, daß die beiden ethnischen Gruppen in ihrem Alltag stärker in Kontakt kommen müssen und daß keine der beiden Gruppen sich bedroht oder ausgeschlossen fühlen darf. Dies verträgt sich allerdings nur schwer mit der Forderung, daß die Integration sich einzig auf der Basis der katalanischen Sprache und Identität zu vollziehen habe. In diesen Überlegungen artikulieren sich Interessen eines engagierten Forschers und Mitglieds der katalanischen Sprachgemeinschaft, die von (außenstehenden) Lesern und Rezensentinnen nicht in jedem Punkt geteilt werden müssen.

Welchen Standpunkt man dazu auch immer einnehmen mag, es ist hervorzuheben, daß es sich bei der vorliegenden Publikation um eine theoretisch anspruchsvolle, empirisch untermauerte, methodisch vielfältige, kritische und selbstkritische Arbeit handelt, deren Lektüre interessante Einsichten eröffnet und darüber hinaus noch angenehm ist. Das Prädikat «populär» betrifft nicht das Niveau der wissenschaftlichen Argumentation, sondern lediglich die zugängliche Art der Präsentation — inklusive der

erschwinglichen Taschenbuchausgabe in der Reihe «Llibres a l'abast» der Edicions 62, die im Winter 1994 bereits eine zweite Auflage erhalten hat.

Gabriele Berkenbusch / Christine Bierbach
(Tübingen / Mannheim)

Rezensionen der Einzelbände der Reihe «Catalan Studies»

Der Atlantik hat seine Rolle als kommunikationsverzögerndes Element selbst im Jahre 1995 noch nicht ganz ausgespielt, wenn auch sein *sea-floor spreading* die Kontinente nur noch geologisch auseinanderrückt und elektronische Post und die verschiedenen internationalen Rechnernetzwerke ihn möglicherweise bald gänzlich seiner 500jährigen retardierenden Wirkung beraubt haben werden.

Immerhin hat die in Washington von Josep M. Solà-Solé herausgegebene Reihe *Catalan Studies — Translations and Criticism* (ISSN 1058-1642) auf ein Dutzend Bände angewachsen können, bevor in Europa Notiz von ihr genommen wird.¹ Sie ist im Peter Lang Verlag erschienen, der außer in Deutschland auch in anderen Ländern Europas sowie in Nordamerika vertreten ist.

Nun sind diese Bände allerdings in vertiginöser Geschwindigkeit seit 1992 erschienen und vielleicht ist mehr die Publikationsdynamik Solà-Solés hervorzuheben als ein Vorwurf an die Rezensenten (oder den Atlantik) zu richten.

Der verdienstvolle Herausgeber Josep M. Solà-Solé ist emeritierter Professor an der Catholic University of America in Washington, stand dem Department für Moderne Sprachen und Literaturen vor und hat dort 1988 ein *Center for Catalan Studies* gegründet, dessen Direktor er ist. Eng verbunden mit dem Center ist die *Fundació Paulí Bellet*.² Solà-Solé gibt seit 1989 das *Butlletí de la Fundació Paulí Bellet* heraus.

Der *Gran Enciclopèdia Catalana* (Band 21, ²1992) ist zu entnehmen, daß Solà-Solé, 1924 in Igualada geboren, Arabist ist und in Barcelona und Paris

¹ Nach Auskunft des Verlags ist bis März 1995 in Europa keine Rezension zu Bänden der Reihe erschienen.

² Paulí Bellet (1913-1987) war Mönch in Montserrat und später Lehrer für Koptisch an der Katholischen Universität in Washington (*Gran Enciclopèdia Catalana*, Band 25, ²1994, sub voce).